



Erste Auflage 2025
KATAPULT-Verlag Greifswald

Die Originalausgabe ist 2020 unter dem Titel *The Lost Shtetl*
bei HarperVia, New York erschienen.

© by Max Gross 2020

© der deutschen Ausgabe by Katapult-Verlag GmbH 2024

www.katapult-verlag.de
verlag@katapult-verlag.de

Umschlaggestaltung: Stephen Brayda
Umschlagillustration: © Malta Müller, fStop
An diesem Buch haben mitgewirkt:
Kristin Gora, Felix Lange, Sebastian Wolter
Gesetzt aus: Minion Pro, Krydderi

ISBN 978-3-68972-014-8

MAX GROSS DAS VERGESSENE SCHATZ

ROMAN

Aus dem
amerikanischen Englisch
von Daniel Beskos

 **KATAPULT**

Für Jane und Harry

***»Für einen Wurm im Meerrettich
besteht die Welt aus Meerrettich.«***

Jiddisches Sprichwort

DER METEOR

Auch in einer unbeschwerten, friedlichen Stadt wie der unseren ist es möglich, jemanden zu finden, dem man nie wieder begegnen will.

Pescha Lindauer hatte eine solche Person gefunden – einen Mann, dessen Visage die Wut in ihr aufsteigen ließ und dessen Stimme sie dazu brachte, die Fäuste zu ballen und mit den Zähnen zu knirschen. Ein Mann, der ihr in ihren Träumen nachstellte, sie mit Peitschen und Feuern quälte und nach dem Aufwachen immer einen leichten Schwefelgeruch bei ihr hinterließ.

Besonders bedauerlich war, dass es sich bei der betreffenden Person um ihren Ehemann Ismael handelte.

Einige Monate nachdem die beiden ihren Ehevertrag unterschrieben hatten und die Mitgift bezahlt worden war, bat Pescha ihren Mann um die Scheidung.

Für die meisten Menschen in unserer Stadt kam das nicht sehr überraschend. Wir alle hatten die Kälte zwischen den beiden gespürt, wenn sie am Freitagnachmittag über den Marktplatz gingen, um ihre Sabbateinkäufe zu erledigen. Wir alle hatten die pikanten Gerüchte gehört, nach denen Pescha recht spezielle Vorlieben hatte und ihren Mann im Bett schlug. Es gab zahlreiche Berichte aus der Nachbarschaft, dass die beiden sich bis spät in die Nacht anbrüllten wie zwei eingesperrte Tiere. Und es machte die Geschichte die Runde (wer weiß, ob etwas dran war), dass Pescha in der Nacht vor der Unterzeichnung des Ehevertrags zu ihrem Vater gegangen war und ihn gebeten hatte, die ganze Sache abzublasen. Die einzige wirkliche Überraschung war, dass Pescha dann den Mut hatte, ihre Ehe so kurz nach deren Beginn schon wieder zu beenden.

»Sollte sie dem Ganzen nicht wenigstens ein Jahr Zeit geben, bevor sie es aufgibt?«, fragte Esther Rosen die Frauen, die sich um ihren Stand auf dem Marktplatz drängten. Alle gackerten zustimmend.

Die Rebbetzin* wurde geschickt, um Pescha einen Besuch abzustatten und zu sehen, ob es irgendetwas gab, was man tun konnte, um die Ehe

* Frau des Rabbiners

zu retten. »Begründet sich dein Einwand auf etwas, das im Verborgenen geschieht?«, fragte die Rebbetzin und kam gleich zur Sache. »Denn in dem Fall könnte man etwas tun. Man könnte mit Ismael ein ernstes, vertrauliches Gespräch führen und ihn über die Tatsachen des Lebens aufklären.«

»Nein«, sagte Pescha. »Die Hochzeit hätte gar nicht erst stattfinden dürfen. Wir waren von Anfang an die Falschen füreinander.«

»Warum sagst du das? Nenne mir Gründe.«

»Ich kann es nicht genau sagen«, sagte Pescha ein wenig kryptisch. »Ich kann ihn einfach nicht mehr sehen.«

»Du kannst dich nicht einfach von ihm scheiden lassen«, sagte die Rebbetzin. »Es muss einen Grund dafür geben.«

Pescha Lindauer zählte pflichtbewusst eine Reihe von Mängeln ihres Mannes auf – von seinem oxsenhaftem Schweigen über den Mundgeruch bis hin zu den Wutausbrüchen und seiner Launenhaftigkeit –, die sich die Rebbetzin geduldig anhörte und dann abwinkte.

»Trotzdem müsst ihr versuchen, euch zu versöhnen«, sagte sie mit Nachdruck. »Scheidung sollte immer nur der letzte Ausweg sein. Außerdem will niemand eine Geschiedene heiraten, Pescha. Du wirst diesen Makel für den Rest deines Lebens tragen. Wenn du Ismael aufgibst, dann auf eigene Gefahr.«

Das war natürlich leicht übertrieben, aber vermutlich hatte sie als Rebbetzin die Pflicht, eine Scheidung schrecklich klingen zu lassen.

Pescha und Ismael wurden gebeten, sich mindestens eine Woche lang von ihrer besten Seite zu zeigen.

»Ihr müsst versuchen, eine gemeinsame Basis zu finden«, wies Rabbi Sokolow sie an einem späten Winternachmittag in seinem Arbeitszimmer an. »Ihr sollt euch gegenseitig mit Würde behandeln. Ihr sollt bescheiden und höflich sein. Und ihr müsst mit eurem Gezänk aufhören – versprecht mir beide hier und jetzt, eure Stimme nicht gegeneinander zu erheben.« (»Um Himmels willen, Pescha«, flüsterte die Rebbetzin, als sie allein waren, »die Kupfermanns von nebenan hören euer Geschrei fast jede Nacht. Versucht, euch zu beherrschen.«)

Eine Woche später tauchte Pescha im Arbeitszimmer von Rabbi Sokolow auf und erklärte dem Rabbi und der Rebbetzin, dass ihre Versuche, freundlich miteinander umzugehen, gescheitert wären. Anstatt sich anzuschreiben,

hätten sie sich in ein düsteres, bedrohliches Schweigen zurückgezogen. Die angespannte Stimmung im Haus – dieser ungebetene Gast, der sich an ihre Fersen geheftet hatte und ihnen ständig ins Ohr flüsterte – weigerte sich, friedlich von dannen zu ziehen.

»Und er hat mir das hier angetan«, sagte Pescha, krepelte ihren Ärmel hoch und zeigte dem Rabbiner und der Rebbetzin einen großen schwarz-blauen Bluterguss auf ihrem Arm, der Rabbi Sokolow die Röte ins Gesicht trieb.

»Es ist gut möglich, dass sich die Dinge ändern, wenn ihr Kinder habt«, bot er an. »Ein fruchtloses Haus ist viel unglücklicher als eines, das vor Jugend strotzt.«

Pescha richtete sich auf ihrem Stuhl auf und zog die Augenbrauen hoch. Durch die Unmittelbarkeit ihrer Reaktion fühlte sich Rabbi Sokolow wie ein Narr.

»Vielleicht auch nicht«, murmelte er.

Im Laufe der nächsten Wochen nahmen viele Leute die Lindauers beiseite und versuchten, sie zur Vernunft zu bringen.

»Darf ich dich was fragen«, fing Rabbi Sokolow an, als er mit Ismael Lindauer alleine war. »Hast du deine Frau jemals geschlagen?«

Ismael sah gekränkt aus.

»Wer hat das denn gesagt?«

»Das ist nicht wichtig. Gerüchte verbreiten sich schnell. Und dieses ist mir zugetragen worden.«

»Eine glatte Lüge!« Ismael Lindauer spuckte aus, sein keilförmiger schwarzer Bart zitterte. »Das ist die übelste Verleumdung, die ich je gehört habe!«

Der Rabbiner, der von Natur aus Pazifist war, wich in seinem Stuhl zurück, erschrocken über die Heftigkeit der Reaktion des jungen Mannes.

Rabbi Sokolow kannte Ismael Lindauer seit dessen Kindheit und hatte ihn immer als einen etwas seltsamen, aber ruhigen Jungen wahrgenommen. Niemand in der Familie Lindauer war jemals zu ihm gekommen und hatte sich über irgendetwas beschwert, was Ismael getan hatte und was ihrem Leben Unglück bereitet hätte. Da waren auch keine Schwestern, die er durch Gemeinheiten oder Hänseleien zum Weinen gebracht

hätte (tatsächlich hatte der Junge keine Schwestern, sondern nur Brüder). Ismael Lindauer war einfach der Sohn des Perückenmachers, der nach dem Cheder* in das Geschäft seines Vaters eingestiegen war. Der Junge war stets ruhig und unauffällig gewesen und war jetzt zu einem schlanken Mann mit olivfarbener Haut herangewachsen – weiterhin ruhig und unauffällig. »Hör zu, Ismael«, sagte Rabbi Sokolow ruhig, aber bestimmt, »wir alle wissen, dass hinter verschlossenen Türen Dinge geschehen, die man als Ehepaar niemandem sonst auf der Welt erklären kann. Aber ich sage dir jetzt, dass es Konsequenzen haben wird, wenn du deiner Frau wehtust.«

Ismaels Gesicht war lila vor Wut.

»Ich habe sie nicht angerührt«, sagte Ismael. »Wer auch immer dir das gesagt hat, ist ein Lügner. Ein Lügner!«

Beide Männer saßen einige Augenblicke lang still da, während die Worte in der Luft hingen.

»Wenn sie solche Lügen über mich erzählt, dann sollte sie sich vielleicht scheiden lassen«, sagte Ismael schließlich. »Ich habe kein Interesse daran, mit so einer Lügnerin verheiratet zu sein. Ich habe in meinem ganzen Leben noch nie jemanden verprügelt. Schon gar nicht eine Frau. Und erst recht nicht meine Frau! Aber dann will ich auch gleich klarstellen, dass sie nicht nur eine Lügnerin ist, sondern auch eine schreckliche Ehefrau.«

Rabbi Sokolow sagte nichts.

»Die Frau kann nicht nähen, selbst wenn ihr Leben davon abhinge«, donnerte Lindauer, nachdem er sich einen Moment Zeit genommen hatte, seine Beschwerden in Ruhe zu formulieren. »Ich habe ihr vor zwei Monaten ein Paar Socken zum Flicken gegeben, und sie hat es immer noch nicht geschafft. Und sie ist eine furchtbare Köchin.«

Das waren natürlich ernste Angelegenheiten, also unterdrückte Rabbi Sokolow den Drang zu lächeln. Er starrte Lindauer einfach nur an, der aussah, als sei sein Zorn ein tollwütiger Hund, den er nicht mehr unter Kontrolle hatte.

»Nun, das kann natürlich Probleme verursachen«, sagte Rabbi Sokolow. »Den Haushalt nicht gut zu führen, ist keine Kleinigkeit. Aber daran

* Traditionelle, religiös geprägte Elementarschule im Judentum

allein geht doch eine Ehe nicht kaputt. Was ist denn zwischen euch beiden im Bett vorgefallen?»

Für einen Augenblick machte Lindauer ein Gesicht wie ein kleiner Junge, der eine geschlossene Tür geöffnet und seine Mutter halbnackt beim Umkleiden erwischt hatte. Er konnte nicht antworten, weil ihm die Worte fehlten. An die Stelle seiner Wut war Scham getreten.

»Nichts.«

»Es ist nichts vorgefallen?«, fragte Rabbi Sokolow. »Oder meinst du damit, dass alles in Ordnung ist in diesem Bereich?«

»Alles ist in Ordnung.«

Die Art und Weise, wie Lindauer das sagte, die Augen vom Rabbi abgewandt, ließ Sokolow an der Aufrichtigkeit des jungen Mannes zweifeln. Und wie er Lindauer so betrachtete, kam ihm der Gedanke, dass dieser so wütend war, dass er seiner Frau die Scheidung schon aus reiner Bosheit einfach verweigern würde. Das wäre sicher nicht das erste Mal, obwohl sich niemand erinnern konnte, wann sowas hier in Kreskol zuletzt passiert war. Rabbi Sokolow fuhr sich mit der Hand durch seinen dichten grauen Bart und versuchte, sich seine nächsten Worte genau zurechtzulegen. Aber Lindauer kam ihm zuvor.

»Ist das alles?«, fragte er und sprang plötzlich auf.

Eigentlich hätte der Rabbi noch viel mehr zu sagen gehabt. Ihr Gespräch hatte noch nicht mal an der Oberfläche dieser eigentümlichen Ehe gekratzt. Aber manchmal, wenn jemand entschlossen ist, ein Thema nicht weiter zu vertiefen, ist es sinnlos, darauf zu dringen. Rabbi Sokolow nickte einfach.

Ismael Lindauer senkte den Kopf und stürmte dann, lautstark mit den Füßen trampelnd, aus dem Arbeitszimmer des Rabbiners.

»Wenn ich ehrlich bin«, sagte Rabbi Sokolow später zu seiner Frau, »kann ich nicht sagen, wer von den beiden lügt.«

»Was gibt es da denn noch zu überlegen?«, fragte die Rebbetzin. »Ich dachte, du hättest gesagt, er sei gewalttätig. Er ist offensichtlich derjenige, der schuld ist.«

»Oh, natürlich«, sagte Rabbi Sokolow. »Ich hatte auch Angst, er würde mich auf der Stelle verprügeln. Aber man regt sich nicht so auf, wenn die Anschuldigungen wahr sind.« Das war natürlich auch eine Möglichkeit, das Ganze zu sehen.

Die Sorge des Rabbis, dass Ismael seine Frau bestrafen könnte, indem er ihr die Scheidung verweigerte, erwies sich als prophetisch. Ein paar Tage später erschien Schmuël Lindauer (Ismaels jüngster Bruder) in Rabbi Sokolows Gemächern und verkündete, dass sein Bruder keinesfalls die Absicht habe, seiner Frau die Scheidung zu gewähren. Unter keinen Umständen.

Nun wären die Lindauers natürlich nicht die Ersten gewesen, die sich in unserer kleinen Stadt hätten scheiden lassen.

Schaut man in die Archive von Kreskol, findet man in den letzten zwanzig Jahren mindestens sieben Scheidungen. Damit liegen wir, und das sage ich mit Stolz, weit unter dem Durchschnitt, was Scheidungen angeht. Das heißt aber nicht, dass es nicht noch viel mehr hätten sein können. Männer und Frauen sind überall gleich, und so gern wir auch glauben, dass wir besser sind als die Trottel in Pinczow oder die Besserwisser in Bobowa, so muss man doch feststellen, dass Kreskol jetzt auch nicht wirklich anders ist. Zu Rabbi Anselm Sokolow (und vor ihm zu seinem Vater Herschel) kamen viel mehr Leute mit der Bitte um eine Scheidungsurkunde, als dann tatsächlich auch eine erhielten.

Wir hatten nämlich das Glück, dass einer unserer Dayyanim*, Meir Katznelson, und seine Frau Temerl außergewöhnlich talentiert darin waren, Probleme zwischen Eheleuten zu schlichten und die beiden Parteien von voreiligen Handlungen abzubringen.

Da war zum Beispiel der berühmte Fall von Jascha und Miriam Grünberg. Jascha Grünberg kam (mit seinem alten Vater Zalman im Schlepptau) zu Rabbi Sokolow und Rabbi Katznelson und bat um die Scheidung, weil er glaubte, seine Frau sei eine Hexe. Zalman hatte im Kleiderschrank seiner Schwiegertochter unter der Unterwäsche ein Amulett und ein Tarotkartenspiel entdeckt. Jascha Grünberg war zu entsetzt gewesen, um seine Frau mit dieser Entdeckung zu konfrontieren – er war direkt zum Bet Din** gegangen.

»Wie können wir es hinnehmen, Hexen in unserer Stadt zu haben?«, fragte Jascha. »Sie könnte irgendeinen Zauber aussprechen und uns alle in einen Haufen Frösche verwandeln.«

* Ein Richter an einem rabbinischen Gericht

** Rabbinisches Gericht

Die Sorge schien etwas weit hergeholt, aber als Hüter des Gesetzes musste man nun mal alles in Betracht ziehen.

Miriam Grünberg wurde vor den Bet Din gerufen und mit dem Amulett und den Karten konfrontiert.

Sie brach in Tränen aus. »Ich habe es nicht böse gemeint«, wimmerte sie. »Ich habe eine Halskette gegen das Amulett getauscht, mit einem der Roma-Mädchen, die in der Stadt waren.«

Die Karawane war ein paar Monate zuvor durchgekommen, wie in jedem Frühjahr, wenn die schwarzhaarigen, schwarzäugigen Hausiererinnen mit den goldenen Reifen in den Ohren Töpfe und Pfannen, meterlange Stoffe und riesige Metallgeräte feilboten, mit denen niemand in der Stadt etwas anzufangen wusste.

»Ich dachte mir, ein bisschen Extraglück kann ja nicht schaden«, sagte Miriam Grünberg und tupfte sich mit einem Taschentuch die Augen ab. »Das schadet doch nicht.«

»Was ist mit den Karten?«, fragte Rabbi Katznelson.

»Das Mädchen hat mir gezeigt, wie man sie benutzt«, erklärte sie. »Sie hat gesagt, dass sie die Zukunft vorhersagen. Ich habe darin keine Sünde gesehen.«

Natürlich wurde Frau Grünberg eines Besseren belehrt. Die Karten und das Amulett wurden zum Totengräber der Stadt gebracht, der sie vernichten sollte.

Und Miriam Grünberg schwor die höchsten, heiligsten Eide, die sie sich vorstellen konnte, dass sie die schwarzen Zaubersprüche, die das Roma-Mädchen sie gelehrt hatte, nie mehr sagen würde.

»Und du!«, sagte Rabbi Katznelson und zeigte mit dem Finger auf Jascha. »Du solltest nachsichtiger sein. Deine Frau wusste es nicht besser. Und wer nichts weiß, kann auch nicht sündigen. Außerdem, was für ein Ehemann verlangt, dass seine Frau aus der Stadt gejagt wird, als wäre sie eine Korva*, ohne vorher mit ihr zu sprechen?«

Grünberg, dem die Tränen über die Wangen liefen, entschuldigte sich bei seiner Frau, von der er noch eine Stunde zuvor behauptet hatte, sie habe ihm Unrecht getan. Der Antrag auf Scheidung wurde zurückgezogen.

* Jiddisch: »Hure«

Außerdem hatten die Mütter und Töchter von Kreskol das Gefühl, in Rabbi Katznelson einen Fürsprecher zu haben. Obwohl Frau Grünberg eindeutig im Unrecht war, schien Rabbi Katznelson den Standpunkt zu vertreten, dass sie das nicht *völlig* war.

Mitten in all dem Leid der Lindauers wurde er also gebeten, das Ganze entweder in Richtung Scheidung oder in Richtung Versöhnung voranzutreiben.

»Was meint sie damit, dass sie es nicht ertragen kann, ihn anzusehen?«, fragte Katznelson. »So einen Unsinn habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gehört. Warum hat sie den Kerl überhaupt geheiratet, wenn sie ihn nicht leiden kann?«

Eine berechtigte Frage, möchte man meinen.

Im Nachhinein betrachtet war die Ehe zwischen Pescha Rosenthal und Ismael Lindauer wohl zu überstürzt geschlossen worden. Schon einen Tag nach Peschas siebzehntem Geburtstag war Mira Rut, die Heiratsvermittlerin, vor der Tür der Rosenthals erschienen, mit einer langen Liste von Junggesellen, mit denen Pescha verheiratet werden könnte.

»Wie wäre es mit Avigdor Lipsky?«, hatte Mira Rut gesagt und damit den stämmigen, strohhaarigen Fischhändler gemeint, der unbestreitbar zu den stattlicheren Exemplaren in Kreskol gehörte.

»Lipsky?«, hatte Pescha geantwortet. »Der kommt jeden Abend nach Hause und stinkt nach Fisch!«

Es hatte keinen Sinn, das abzustreiten. Mira Rut schlug also Jakov Slibowitz vor, dessen Familie eine der Milchviehfarmen führte. »Aber der schielt«, protestierte Pescha. Dann Reuven Brauer. (»Zu klein.«) Oder vielleicht Reuven jüngerer Bruder, Itzik? (»Der lacht wie ein Idiot.«) Oder Asa Schanker, der Pescha ständig anschnauzte und um ihre Gunst und ihre Aufmerksamkeit warb? (»Bei dem krieg ich Gänsehaut.«)

»Nun gut«, sagte Mira Rut und erhob sich vom Küchentisch der Rosenthals. »Dann müssen wir noch mal überlegen.«

Mira Rut – die sich nie um ihr Vermittlungshonorar bringen ließ – kam einige Wochen später mit neuen Ideen wieder: Erstens war da der Küster, Reb* Zelig Minkin, ein Witwer. (»Zu alt.«) Zweitens war da

* Ehrenvolle Anrede, so wie »Herr«

Zachari Mandell, blitzgescheit und fast im heiratsfähigen Alter. (»Der sieht aus wie eine Krähe.«)

»Und was ist mit Ismael Lindauer?«, fragte Mira.

Pescha kannte die Lindauers nicht besonders gut. Die Familie hatte ausschließlich Söhne, daher hatte Pescha keine weiblichen Pendants, mit denen sie ihn hätte vergleichen können. Sie wusste nur, dass die Lindauers den Kleider- und Perückenladen auf der anderen Seite von Kreskol betrieben, den sie seit dem Tod ihrer Mutter vor sieben Jahren nicht mehr besucht hatte.

»Ich weiß nicht«, antwortete Pescha, und das war immerhin das Ermutigendste, was Mira Rut von dem Mädchen bisher gehört hatte.

Es wurde ein Treffen zwischen den zukünftigen Eheleuten im Teegeschäft auf der Marktstraße arrangiert, das auf halbem Weg zwischen ihren beiden Häusern lag, und das Gespräch verlief anständig. Reb Issur Rosenthal saß am Tisch hinter seiner Tochter, und Ismaels ältester Bruder Gerschom saß an einem Tisch in der Nähe.

»Warum bist du nicht in der Jeschiwa^{*} geblieben?«, fragte Pescha, als ihr Vater kurz abgelenkt schien.

»Weil es die langweiligste Art ist, sein Leben zu verbringen, die ich mir vorstellen kann«, antwortete Ismael.

Was ihr ein Lächeln entlockte.

»Nu?^{**}«, fragte Mira Rut am nächsten Morgen, als sie die Rosenthals besuchte. »Was denkst du?«

Pescha dachte über die Frage nach. »Er ist lustig«, sagte sie schließlich.

Das war allerdings eine Fehlinterpretation ihrerseits. Vielleicht war er spöttisch. In jedem Fall sarkastisch. Aber als humorvoll würden Ismael Lindauer nur wenige Menschen bezeichnen.

Dennoch schien das auszureichen. Issur Rosenthal wurde damit beauftragt, seiner Tochter beizubringen, dass sie es sich in einer Stadt unserer Größe nicht leisten könne, wählerisch zu sein. Und Peschas Schwestern begannen zu erzählen, dass sie den stillen, dunkelhäutigen Ismael für gutaussehend und bewundernswert bescheiden hielten. (»Ich glaube, deswegen ist er auch so still – er will offensichtlich nicht angeben«, sagte Hadassah Rosenthal.

»Vielleicht hat er nicht viel, mit dem er angeben kann«, antwortete Pescha.)

* Jüdische, religiös geprägte Hochschule

** Jiddisch: »Nun?« oder »Also?«

Nach drei oder vier Wochen des Drängens willigte Pescha in die Hochzeit ein; der Baldachin wurde aufgestellt und das Gasthaus für den Abend gemietet. Aber Pescha lächelte kaum, als der Badchan* kam, um ihre Tanten und Schwestern zu unterhalten. Während der Unterzeichnung des Vertrags sah Pescha blass aus, und als sie Ismael zum zweiten Mal umkreiste, stolperte sie leicht. Nur Esther Rosen hielt das für ein schlechtes Omen. Alle anderen nahmen einfach an, dass Pescha nervös war.

Die Hochzeitsparty wurde mit dem üblichen Tamtam gefeiert. Eine Prozession, angeführt von den vier Klezmer-Musikern, führte das Brautpaar zurück zu Peschas Haus. Auf dem Weg dorthin wurden sie mit Weizenkörnern beworfen. Als sie im Haus der Rosenthals ankamen, überreichte ihnen Peschas Tante Elka ein großes Challah** und einen Tonkrug mit Salz. Das anschließende Festmahl war so üppig, wie man es sich nur wünschen konnte, und nachdem sich das Brautpaar in ein Hinterzimmer des Rosenthal-Hauses zurückgezogen hatte, kam Jetta Kupfermann eine halbe Stunde später zur Hochzeitsgesellschaft zurück, um triumphierend zu berichten, dass Blut auf dem Laken war. Der Festakt wurde als Erfolg gewertet.

Niemand weiß genau, was in den folgenden Monaten zwischen Mann und Frau geschah, außer dass keiner der beiden glücklich wirkte. Und dafür musste es eine Erklärung geben. Was könnte die Freude zweier junger Menschen trüben, wenn nicht etwas Schreckliches passiert war?

Wenn sie erst mal in der Welt sind, können Gerüchte zu großen, wilden Bestien heranwachsen – und die Gerüchte über die Lindauers wurden besonders groß und brutal.

Manche Menschen fragten sich, warum Pescha überhaupt so zögerlich gewesen war, auf die Verbindung einzugehen. Es wurde vermutet, es könnte daran liegen, dass sie etwas Unerlaubtes tat, etwa eine Affäre mit einem der Jeschiwa-Schüler oder, Gott bewahre, mit einem der verheirateten Männer hatte. (Was nicht unmöglich gewesen wäre. Pescha weckte selbst bei den frommen Männern von Kreskol sündige

* Eine Art Unterhaltungsmusiker, der bei jüdischen Hochzeiten auch als Zeremonienmeister fungiert

** Ein geflochtenes Brot

Fantasien.) Die Tatsache, dass sie manchmal mit leicht schief sitzender Perücke über den Markt ging und einmal mit einem offenen Knopf an ihrer Bluse aufgefallen war, sorgte für allerlei Gerede.

Diese Gerüchte erreichten einige Monate später ihren Höhepunkt, als Ismael eines Morgens in die Synagoge kam und sich, gerade als die Amidah* endete, auf das scharfe Ende eines Widderhorns setzte, das eine boshafte Person auf die Bank gelegt hatte.

Als er in die Luft sprang, brach die Gemeinde in schallendes Gelächter aus. Sogar Rabbi Sokolow lächelte. Ismael konnte seine Wut kaum bändigen und stürmte wortlos aus der Synagoge.

Eine Woche später verlangte Pescha die Scheidung.

»All dies ist Vergangenheit«, erklärte Katznelson vor dem Bet Din. »Unsere einzige Aufgabe ist es jetzt, auf das zu schauen, was vor uns liegt – sei es eine Scheidung oder eine Fortführung der Ehe.«

»Ich sag dir, was mir daran Sorgen macht«, sagte Rabbi Sokolow. »Lindauer scheint mir so wütend zu sein, dass ich nicht weiß, ob er irgendwas akzeptieren wird, selbst wenn wir uns alle einig sind, dass eine Scheidung das Beste ist.«

»Wir werden ihm seine Verrücktheit schon ausreden«, sagte Katznelson. »Die beiden sind noch nicht lange genug verheiratet, um sich wirklich zu hassen.«

Temerl Katznelson wurde zum Haus der Rosenthals geschickt, wohin sich Pescha zurückgezogen hatte, und nachdem Tee eingeschenkt und ein Zitronenkeks angeboten und angenommen worden war, zückten die beiden Frauen ihre Klingen, um der ganzen Sache mal auf den Grund zu gehen.

»Ehrlich gesagt, du gehst das alles völlig falsch an, Pescha«, sagte Temerl. »Wenn du wirklich hoffst, dass dein Mann einer Scheidung zustimmt, wirst du ihn nicht überzeugen können, wenn du in der Stadt herumläufst und allen erzählst, dass er dir den Arm gebrochen hat.«

Temerl erinnerte sich später, dass Pescha desorientiert ausgesehen hatte. Ihr Kleid war zerknittert und ihr Gesicht abgemagert. Unter

* Ein wichtiger Teil eines Gebetsgottesdienstes, bei dem man steht und in Richtung Jerusalem blickt

ihren Augen hatten sich zwei riesige Tränensäcke gebildet, die auf ihren Wangen hingen, als hätte sie lange nicht mehr geschlafen. Und sie wirkte so unruhig, als würde sie jede Schüssel oder Tasse, die man ihr in die Hand drückte, fallen lassen.

»Ich habe nie gesagt, dass er mir den Arm gebrochen hat«, antwortete Pescha, ihre Stimme war völlig emotionslos. »Ich sagte, er hat mich am Arm verletzt. Und das hat er auch.«

»Man muss strategisch denken«, sagte Temerl, deren Geduld mit jungen Bräuten, die nicht gelernt hatten, wie unlogisch Männer waren und welche Opfer man bringen musste, um sie zu besänftigen, längst erschöpft war. »Wenn eine Frau es mit der Scheidung ernst meint, darf sie das Ganze nicht zu so einer hochemotionalen Angelegenheit werden lassen. Du brauchst ihn so klarsichtig wie möglich. Glaubst du nicht, dass er, wenn er innehält und über alles gründlich nachdenkt, erkennen wird, dass es sinnlos ist, mit einer Frau verheiratet zu sein, mit der er sich nicht versteht?«

Pescha sagte nichts, sie grunzte nur.

Aber es schien, als würde sie Temerl Katznelsons Rat ernst nehmen.

Ein paar Tage später erschien Pescha mit einem Honigkuchen in Ismaels Bekleidungsgeschäft. Ihr Kleid war faltenfrei und ihre Perücke war gekämmt. Bevor sie das Geschäft betrat, wurde sie dabei gesehen, wie sie sich in die Wangen kniff, damit sie rosa Farbe bekamen.

Die Begegnung zwischen Mann und Frau wurde von Ismaels Bruder Gerschom beobachtet, der berichtete, dass alle im Laden den Atem anhielten, als sie eintrat.

»Hallo, Ismael.«

Ismael, der gerade dabei war, einer Schaufensterpuppe ein Kleid anzuziehen, erstarrte, und seine Finger schlossen sich um den weißen Stoff.

»Das habe ich dir mitgebracht«, sagte sie und überreichte ihm den Honigkuchen.

»Ist er vergiftet?«

Gerschom kicherte, woraufhin sich sowohl Herr als auch Frau Lindauer umdrehen.

»Lass uns nach hinten gehen«, sagte Ismael.

Mann und Frau gingen in den Lagerraum, während Gerschom und der dritte Bruder, Schmuel, vorne im Shop verweilten und ab und an

verstohlen nach hinten lauschten. Während der etwa fünfzehn Minuten, in denen die Lindauers in den Tiefen des Ladens verschwunden waren, herrschte eine gespenstische Stille.

Schließlich kam Pescha zügig aus dem Hinterzimmer und ging, ohne sich von einem der beiden Brüder zu verabschieden. Ismael kam mit der düsteren Miene eines Mannes heraus, der gerade eine unerklärliche Beule an seinem Körper entdeckt hatte.

»Was ist zwischen euch beiden passiert?«, fragte Schmuel.

Ismael sah seinen jüngeren Bruder nicht an. Er schlurfte zu dem Meter Stoff am Arbeitstisch hinüber und setzte sich schwerfällig auf seinen Stuhl.

»Nu?«, fragte Schmuel erneut. »Was ist passiert?«

Ismael sagte nichts. Als er schließlich sprach, flüsterte er.

»Das geht dich nichts an.«

Gerschom und Schmuel tauschten einen verwirrten Blick aus.

»Lasst ihr euch etwa scheiden?«, fragte Gerschom und nutzte dabei sein Vorrecht als älterer Bruder, dem man nicht so knapp antworten konnte.

»Nein«, sagte Ismael, ohne aufzusehen. Dann fügte er hinzu: »Ich weiß es nicht.«

Es war ein merkwürdiger Vorfall, gewiss. Später gingen Gerschom und Schmuel in die Taverne von Kreskol und analysierten die kurze Episode, soweit es der menschliche Verstand zuließ, auf der Suche nach versteckten Bedeutungen und Möglichkeiten. Doch am Ende waren sie genauso verwirrt wie am Anfang.

Zu ihrer Überraschung tauchte Pescha am nächsten Tag wieder im Laden auf. Die Schneeschmelze hatte begonnen, und Pescha war auf der Suche nach Wildblumen in den Wald gegangen. Sie überreichte ihrem Mann einen Blumenstrauß, den dieser sichtlich verlegen entgegennahm.

»Lass uns spazieren gehen, Ismael«, schlug Pescha vor.

Ismael zögerte einen Moment. Er warf seinem Bruder einen flüchtigen Blick zu.

»Ich bin gleich wieder zurück, Gersch.«

Er zog seinen Mantel an, küsste die Mesusa* und verschwand mit seiner Frau für eine halbe Stunde.

* Ein kleines Kästchen, das an den Türpfosten jüdischer Häuser angebracht ist und ein auf Pergament geschriebenes Gebet enthält

Als er wiederkam, schien er deutlich besserer Laune als nach Peschas letztem Besuch.

»Was ist passiert?«, fragte Gerschom erneut.

»Wir haben geredet«, sagte Ismael. »Nur ein bisschen geredet. Mach dir keine Gedanken darüber.«

Eine Ehe ist schon eine komische Angelegenheit.

Ein paar Wochen lang sah es jedenfalls so aus, als ob all die Abscheu und Abneigung zwischen Ismael und Pescha Lindauer zusammen mit dem Schnee draußen getaut und geschmolzen wären und sich vielleicht sogar in Liebe verwandelt hätten.

Pescha kam jeden Nachmittag in den Kleiderladen, meist mit einem Geschenk, als wäre sie die Verehrerin und er der Umworbene, und dann machten die beiden einen Spaziergang im Wald.

»Kann das sein?«, fragte Esther Rosen an ihrem Stand. »Könnte es sein, dass sie die ganzen Unannehmlichkeiten hinter sich gelassen haben?«

»Das kann man nie wissen«, antwortete eine der Frauen.

»Hmm«, sagte Esther. »Ich glaub es erst, wenn sie wieder bei ihm einzieht.«

Natürlich zog Pescha Lindauer nicht wieder bei ihrem Mann ein. Einen Monat, nachdem sie begonnen hatte, ihm den Hof zu machen, erklärte Ismael, dass er bereit sei, in die Scheidung einzuwilligen.

»Das ist doch lächerlich!«, rief Gerschom Lindauer aus. »Eben noch benehmt ihr euch wie ein Paar in den Flitterwochen, und jetzt wollt ihr euch scheiden lassen?«

»Ich weiß, was ich tue.«

»Das glaube ich nicht«, erwiderte Gerschom. »Ich glaube, sie hat dich für dumm verkauft, Bruder. Ich glaube, sie hat dich reingelegt.«

Aber Ismael ließ sich nicht beirren. Denen, die ihn fragten, erklärte er, dass er glaube, dass eine Scheidung seiner Frau den Weg für eine Versöhnung ebnen würde. Seine Bereitschaft, vernünftig zu sein, würde sie dazu bringen, ihn erst richtig zu lieben; es würde beweisen, dass er ihr vertraute, und es würde der ganzen Welt zeigen, dass sie aus freien Stücken zu ihm zurückkehren würde. Sie würden eine der wenigen echten Liebesbeziehungen in Kreskol haben.

»Du bist verrückt«, sagte Gerschom. »Völlig verrückt.«

Der Bet Din wurde einberufen und Rabbi Katznelson, Rabbi Sokolow und Rabbi Joel Glick berieten sich mit dem Sofer*. Nachdem die Scheidungsvereinbarung aufgesetzt worden war, erhielt Ismael ein Stück Pergament und einen Gänsefederkiel zum Unterschreiben. Er kritzelte seine Signatur und nachdem das Dokument ein letztes Mal geprüft worden war, wurde es ihm wieder ausgehändigt.

»Leg es jetzt in ihre Hände«, wies Rabbi Sokolow ihn an.

Er tat es.

Rabbi Sokolow wandte sich an Pescha.

»Dreh dich um und geh weg von ihm.«

Sie tat, wie ihr geheißen, schritt durch das Arbeitszimmer des Rabbiners und blieb vor der Tür stehen.

Die drei Männer des Bet Din tauschten einen Blick aus, um sich zu vergewissern, dass alles nach alter Tradition abgelaufen war. Rabbi Sokolow nickte.

»Ihr seid hiermit geschieden.«

Ismael nickte feierlich, doch als er zu seiner nunmehr Exfrau hinüberblickte, sah er zu seiner Überraschung, dass sie Tränen in den Augen hatte.

Es waren jedoch keine Zeichen der Trauer – es waren kleine Kristalle des Glücks und der Erleichterung. Sie musste sich eine Hand vor den Mund halten, um den freudigen Jubel zu unterdrücken, der aus ihr herauszuspringen drohte. Und als Ismael seiner Exfrau aus dem Zimmer von Rabbi Sokolow folgte, hallten die Worte seines Bruders in ihm deutlicher wider, als er erwartet hatte.

Als er ins Tageslicht trat, hüpfte Pescha vor ihm her.

»Warum läufst du so schnell?«

Pescha antwortete nicht, aber sie verlangsamte ihr Tempo, um ihn zu beruhigen.

Sie schlenderten wortlos eine Minute lang die Schustergasse entlang. Peschas Tränen waren getrocknet, aber obwohl es warm und sie in einen Wollmantel gehüllt war, sah es aus, als zitterte sie.

»Na, das war doch gar nicht so schlimm«, sagte Ismael schließlich.

»Ich hätte gedacht, es würde viel schlimmer werden.«

* Schreiber, der Rechtsdokumente und Schriftrollen handschriftlich verfasst

»Mmm.«

»Warum bist du so still?«

Pescha starrte zu Boden.

»Mir ist nicht nach Reden zumute.«

Ismael blieb plötzlich stehen, während sie weiterging. »Pescha!«

Sie drehte sich um.

Er wusste vermutlich nicht recht, was er sagen sollte. Diejenigen, die die Szene, die nun folgte, miterlebt haben, sagen, dass der Wutausbruch jenem ähnelte, den Rabbi Sokolow einige Monate zuvor beobachtet hatte. Wenn man es nicht besser gewusst hätte, hätte man als unvoreingenommener Beobachter leicht glauben können, Ismael sei ein gewalttätiger Mann. Außerdem benutzte er eine Sprache, die selbst einen Kosaken hätte erröten lassen. Ich musste selbst erst darüber nachdenken, ob ich die Worte, die Ismael Lindauer benutzte, hier zu Papier bringen sollte oder nicht, aber ich habe schließlich entschieden, dass es wichtiger ist, der Wahrheit treu zu bleiben, als auf die zarteren Gemüter Rücksicht zu nehmen. Leserinnen und Leser, die in dieser Hinsicht empfindlich sind, sollten also vielleicht ein paar Seiten überspringen.

»Du bist echt ne Fotze, ne?«

Peschas Mund klappte auf.

»Wie bitte?!«

»Die ganze Zeit«, sagte Ismael, und seine Stimme geriet nun außer Kontrolle, »die ganze Zeit, in der du nett zu mir gewesen bist! Das war alles nur ein Trick, nicht wahr?«

»Du bist ekelhaft.«

»Und du bist eine Hure!«

Pescha drehte sich um und ging davon.

»Hure!«, donnerte Ismael noch einmal aus vollem Halse. Es bedarf wohl keiner Erwähnung, dass wir eine solche Szene in Kreskol nicht alle Tage erlebten.

Eine Menschenmenge scharte sich um Ismael, um sicherzustellen, dass seinen verrückten Worten nicht auch noch Taten folgten.

»Ich habe eine ekelhafte, dreckige kleine Hure geheiratet!« Ismael schrie so laut, dass die halbe Stadt es hören konnte. Nicht einmal der Anblick des heiligen Rabbiners, der mit dem Rest des Bet Din

aus seinem Arbeitszimmer geeilt war, konnte Ismael in seiner Wut zügelnd.

»Beruhige dich!«, flehte Rabbi Sokolow. »Bitte, Ismael!«

»Hure! Hure!«

»Ismael! Alle sehen zu!«

Er drehte sich wieder zu Rabbi Sokolow. »Ich will den Get* zurücknehmen! Ich will die Scheidung zurücknehmen!«

»Das kannst du nicht«, sagte Rabbi Sokolow. »Es ist zu spät.«

»Aber sie hat mich reingelegt!«

Es war zwecklos, ihm zu sagen, dass da nichts zu machen sei. Er hüpfte auf und ab und jaulte wie ein Kind. Tränen traten ihm in die Augen und er schwor bei allem, was heilig war, dass er eines Tages für diese Demütigung und Schande Rache nehmen würde.

»Sie wird dafür bezahlen!«, brüllte Ismael. »Das wird sie bereuen! Ich schwöre es! Ich schwöre es bei der Bundeslade und der heiligen Thora**!«

Pescha rannte los. Sie rannte an der Synagoge und der Mikwe*** vorbei, an der Kerzenzieherei und der Kleidergasse, am Marktplatz und am Friedhof – und sie hörte erst auf zu rennen, als sie sicher im Haus ihres Vaters angelangt war und die Tür hinter sich verschlossen hatte.

Das war nun gewiss eine unangenehme Angelegenheit. Und den Rest des Tages speulierten wir alle darüber, wie es mit diesem verrückten Paar weitergehen würde, denn dass diese Geschichte schon zu Ende war, daran glaubte niemand.

»Ich habe eine Theorie«, sagte Esther Rosen, als sie auf der Bank vor dem Haus der Rosens saß und mit vier anderen Kreskol-Frauen Hof hielt. »Die beiden werden am Ende wieder miteinander verheiratet sein.«

»Wie kommst du denn darauf?«

»Keiner von beiden wird nach dieser ganzen schlimmen Angelegenheit noch jemand anderen heiraten können. Wer würde schon Ismael Lindauer heiraten, nach dem, was wir alle gerade erlebt haben?«

* Jiddisch: Scheidebrief

** Die Thora sind die ersten fünf Bücher des Alten Testaments, die auf eine Schriftrolle geschrieben sind; in der Bundeslade wurden die Zehn Gebote aufbewahrt. In einem jüdischen Gottesdienst wird die Schriftrolle in einer »Lade« bzw. einem »Schrein« aufbewahrt

*** Rituelles Bad bzw. das dazugehörige Badehaus

Dagegen konnte man schlecht etwas einwenden.

»Und ich glaube, Pescha hat ihren Ruf schon vor langer Zeit ruiniert. Kein Mann, der bei Verstand ist, würde eine Frau heiraten, die ihren Mann in den Wahnsinn treiben kann. Es wird sicher nicht gleich morgen passieren oder nächstes Jahr. Aber wenn sich in der Frau erst mal der Kinderwunsch regt, wird sie erkennen, dass sie sonst niemanden hat.«

»Ach, ich weiß nicht«, erwiderte eine der anderen Matronen. »Pescha Rosenthal hat das Gesicht eines Engels und die Figur einer Nymphe. Vielleicht wird sie sich keinen Rabbi angeln, aber sie wird jemanden finden, der sie will.«

Esther Rosen schmunzelte, und die Frauen plauderten noch eine Stunde lang darüber, was das Schicksal wohl bringen würde, bevor sich der Hexenzirkel nach und nach auflöste und alle nach Hause gingen.

Doch stattdessen geschah etwas, womit niemand gerechnet hatte: Pescha verschwand am nächsten Morgen einfach, ohne die geringste Spur zu hinterlassen.

Ihre Schwester war in Peschas Zimmer gegangen, um sie zu wecken, und musste feststellen, dass ihr Bett gemacht und das Zimmer leer war. Hadassah ging in den Stall, um zu sehen, ob Pescha die Kühe melkte oder sich um die Ziegen kümmerte, aber die Tiere waren noch ganz für sich. Sie ging in den Wald und begann, Peschas Namen zu rufen. Die einzige Antwort, die sie erhielt, war das Zwitschern der Vögel.

»Wacht auf! Wacht auf!«, rief Hadassah, während sie durch das Haus der Rosenthals stürmte. »Unsere Schwester ist verschwunden!«

Innerhalb einer Stunde hatte der Büttel mit einem Holzhammer an die Türen aller Stadtältesten geklopft, und sie hatten sich in der Synagoge versammelt, um diese neueste Entwicklung zu besprechen.

»Was ist wohl mit ihr passiert?«, fragte jemand.

»Wahrscheinlich ist sie weggelaufen«, antwortete ein anderer.

Für die Bewohner von Kreskol waren das unheilvolle Worte. Nur wenige Bürger waren jemals tiefer in den Wald vorgedrungen, der jenseits der Stadtmauer lag; ein- oder zweimal pro Jahrzehnt machte sich ein unglücklicher Witwer oder ein abenteuerlustiger Jüngling auf die Reise, ohne jemandem davon zu erzählen, und von absolut keinem von ihnen hatte man je wieder etwas gehört. Vermutlich hatten sie sich bis zur nächsten Stadt durchschlagen können. Oder aber

sie waren verdurstet und die Geier hatten sich über ihre Überreste hergemacht. Niemand wusste es mit Sicherheit. Aber man war sich einig, dass die Entscheidung, Kreskol zu verlassen, einem Selbstmord gleichkam.

»Weggelaufen?«, fragte der Älteste. »In den Wald? Alleine? Aber die Wölfe werden sie in Stücke reißen!«

»Mach dir keine Sorgen. Wenn sie weggelaufen ist, finden wir sie.«

Doch da gab es natürlich noch eine andere düstere Befürchtung, die auszusprechen sich während der ersten dreißig Minuten des Treffens niemand traute. »Ihr glaubt doch nicht, dass ihr Mann ihr etwas angetan hat?«, fragte schließlich einer der Ältesten.

»Das ist absurd«, sagte Rabbi Katznelson.

Rabbi Sokolow weigerte sich jedoch, die Sache abzutun. Er fuhr sich lediglich mit der Hand durch seinen Bart. Nach ein paar Augenblicken verkündete er: »Ich würde es ihm zutrauen.« In der Versammlung herrschte völlige Stille.

»Gott bewahre!«, erwiderte Katznelson schließlich.

»Man muss es in Betracht ziehen«, sagte Rabbi Sokolow.

»Ja, das muss man«, meldete sich ein anderer zu Wort.

»Seid bloß vorsichtig«, sagte Rabbi Glick. »Die, die die Gerechten zu Unrecht anklagen, verlieren das Paradies für sich selbst.«

»Ja, ja – sehr beunruhigend«, sagte Sokolow. »Aber was ist, wenn wir einen Mörder in Kreskol haben?«

Das war ein unglaublicher Gedanke. Seit einhundertelf Jahren war in Kreskol kein Mord mehr begangen worden.

Damals, so berichtet unser Stadtarchiv, war eine Delegation zu den polnischen Behörden geschickt worden, während der Mörder (ein Mann, der seinen Bruder wegen eines Geschäftsstreits erstochen hatte, welcher noch dadurch erschwert wurde, dass das Opfer die Frau des Angreifers verführt hatte) streng bewacht im Keller der städtischen Schechita* eingesperrt war, zusammen mit einem Ochsen, der geschlachtet werden sollte. Es waren Wochen vergangen, bis der Mörder schließlich unsere schöne Stadt in Ketten mit einem Trupp nichtjüdischer Polizisten verlassen hatte.

* Jiddisch: Schlachthaus

»Ich fürchte, sowas in der Art müssen wir auch machen«, sagte Rabbi Solokow. »Vorausgesetzt, dass Ismael Lindauer schuldig ist.«

Reb Dovid Lewinson, der rituelle Schlachter, und Reb Wolf Schapiro, der den Ofen bediente und die Feuerwehr von Kreskol leitete – zwei der größten Männer der Stadt –, erschienen also bei Ismael und brachten ihn, je einen Arm um eine seiner Schultern gelegt, in die Synagoge.

Als Ismael vor den Ältesten der Stadt erschien, hatte er sich von einer wütenden Furie in einen verängstigten Mann verwandelt. Sein Gesicht war aschfahl. Schweiß rann ihm von der Stirn und fiel ihm in die dunklen Augen. Jedes Mal, wenn er den Schweiß wegwischte, tauschten Lewinson und Schapiro einen Blick aus.

»Hast du gehört, worum es geht?«, fragte Rabbi Katznelson.

»Ja.«

»Deine Frau ist verschwunden«, fuhr Katznelson fort.

Ismael sagte nichts. Er drehte nur den Kopf und blickte die versammelten Ältesten an.

»Weißt du etwas darüber?«

»Nein – nichts.«

Eine Bodendiele knarrte, als jemand im Raum von einem Fuß auf den anderen trat.

»Du hast ihr doch nichts getan, oder?«, fragte Rabbi Sokolow.

»Nein, natürlich nicht.«

»Ich erinnere mich, dass du gestern gesagt hast, du würdest dich an Pescha rächen«, sagte Sokolow ruhig. »Ich erinnere mich, dass du das auf die heilige Thora geschworen hast.«

Ismael wollte protestieren, überlegte es sich aber anders.

»Ich habe sie nicht angerührt.«

Natürlich war keiner der Männer von Kreskol in der Kunst der Ermittlung und des Verhörs geübt. Nachdem noch ein paar nervöse Fragen gestellt und beantwortet worden waren (»Was hast du letzte Nacht gemacht?« und »Woher wissen wir, dass du uns die Wahrheit sagst?«), wurde beschlossen, dass Ismael gehen dürfe.

»Die Thora sagt, dass mindestens zwei Zeugen nötig sind«, erklärte Katznelson dem Verdächtigen. »Und wir sind nicht sicher, ob Pescha überhaupt etwas passiert ist.«

Ismael nickte benommen.

»Aber denk dran«, sagte Katznelson, als Ismael aus dem Arbeitszimmer trat, »wir müssen dir vielleicht noch weitere Fragen stellen.«

Ismael wurde mit Lewinson und Schapiro an seiner Seite nach Hause geschickt, aber es würde das letzte Mal sein, dass die Ältesten ihn zu Gesicht bekommen würden.

Lewinson und Schapiro hielten bis in die Nacht hinein vor dem Kleiderladen der Familie Lindauer Wache und warteten darauf, dass die Kerzen in der über dem Laden liegenden Wohnung erloschen. Als es im Haus dunkel wurde, standen sie zehn Minuten lang schweigend auf der anderen Straßenseite, bevor sie beschlossen, dass die Bewohner wohl schliefen und es in Ordnung war, nach Hause zu gehen.

Doch Ismael Lindauer schaffte es, noch vor dem Morgen zu entweichen. Es fehlten Brot, Käse und Butter aus der Speisekammer der Lindauers. Von den Bäumen hinterm Haus waren ein paar reife Früchte gepflückt worden. Und auf Ismael Lindauers Kopfkissen lag eine Nachricht, geschrieben in Ismaels kindlicher, klobiger Schrift, adressiert an seinen älteren Bruder.

Lieber Gerschom,

ich habe beschlossen, Kreskol zu verlassen. Ich glaube nicht, dass ich mich hier jemals wieder wohlfühlen werde. Jeder in der Stadt denkt, ich bin ein Mörder. Aber die Anschuldigung ist eine Lüge. Ich habe meiner Exfrau nie etwas angetan. Sie mag alle Arten von Bestrafung verdienen – und ich bin sicher, dass sie einige davon in der künftigen Welt auch bekommen wird –, aber Tatsache ist, dass ich ihr kein einziges Haar gekrümmt habe. Meine einzige Hoffnung ist, in einer anderen Stadt neu anzufangen.

Vergiss mich, Gerschom. Wenn es dir leichter fällt, tu so, als wäre ich vom Blitz getroffen worden. Oder von einem Pferd zertrampelt worden. Oder an einer Lungenentzündung erkrankt. Dein Bruder ist tot und nicht mehr da. Vergiss, dass du jemals den Namen Ismael Lindauer gehört hast.

Eine Unterschrift fehlte.

»Nun, da haben wir es«, sagte Rabbi Sokolow. Der Büttel hatte die Ältesten von Kreskol erneut zusammengerufen und gemeinsam hatten sie den Brief studiert. »Der Mann hat sich etwas zuschulden kommen lassen.«

Viele der Ältesten verspürten den Drang, dem zu widersprechen.

»Aber er sagt in dem Brief doch, dass er unschuldig ist«, antwortete Katznelson. »Er wusste doch, dass er gehen würde, oder? Warum sollte er in seinem Abschiedsbrief lügen?«

»Ist das nicht offensichtlich?«, spottete Sokolow. »Wir könnten ihn noch einholen. Die eigentliche Frage ist, was wir tun, wenn wir ihn festnehmen.«

Schließlich wurde beschlossen, dass der Bäckerlehrling Jankel Lewinkopf (der zufälligerweise auch ein Waisenkind war, das niemand vermissen würde), auf ein Maultier steigen und in Richtung Smolskie reiten sollte. Bei seiner Ankunft sollte er irgendeinen Bezirksbeamten aufsuchen und ihm den ganzen Fall schildern. Für die Ältesten von Kreskol schien die Sache zu wichtig, um die nichtjüdischen Behörden da herauszulassen.

Jankel wurde mit Lebensmitteln und Wasser für zwölf Tage ausgestattet, die Stadtarchive wurden nach Karten des Waldgebiets durchforstet und von Dr. Mosche Aptner besorgte man einen Kompass. Doch nur wenige Stunden bevor Jankel sich auf den Weg machen wollte, erschien plötzlich, zu unser aller Erleichterung, die Karawane der Roma in ihren Pferdewagen, die zu ihrem halbjährlichen Besuch eintraf. Wir waren uns alle einig: Das konnte nicht nur ein Zufall, nicht nur eine Laune des Schicksals sein. Unser himmlischer Vater wollte offensichtlich seinen Kindern in Kreskol helfen.

In seinem gebrochenem Polnisch brachte Rabbi Katznelson das fahrende Volk dazu, den jungen Jankel Lewinkopf nach Smolskie zu begleiten, auf dass er in einem Stück dort ankomme.

»Vielleicht bin ich verrückt«, sagte Esther Rosen an diesem Abend, als sie mit vier anderen auf der Bank vor ihrem Haus saß und die sanfte Mailuft einatmete, »aber ich habe das Gefühl, dass dies der Anfang von etwas Schrecklichem ist.«

»Von was denn?«, fragte eine von ihnen.

»Wer weiß.«

Als zwei Wochen vergangen und weder Pescha, Ismael noch Jankel wieder aufgetaucht waren, fing für die Meisten, die die drei gekannt und geliebt hatten, langsam die Verzweiflung an. Welche Hoffnung konnten sich diese armen Seelen darauf machen, nach Wochen allein im Wald wohlbehalten wieder in den Schoß unserer Stadt zurückzukehren? Issur Rosenthal zerriss seine Gewänder, verhüllte die Spiegel im Haus mit